

## IV. Die Immerwiederkehr der Liebe

### § 28 Die Begrüßung

Im archaischen Doppelbild der heiligen und profanen Zeit galt die zweite als nichtig, die erste als Götterspiel ewigen Kreisens, das den Sterblichen an den Schnittpunkten der Wiederkehr begegnete, etwa wenn Proserpina den Frühling brachte und wiederfortnahm. Doch diese Kerben im sich fort erstreckenden Chronos der Menschen enthüllen die kreisende Zeit der Götter als menschliche Idee, aufgestiegen aus der Erfahrung eines Aufenthalts inmitten der ziehenden Zeit, wo die Menschen ein Wiederkommendes bei sich empfangen, von seiner Regelmäßigkeit – Ausdruck überlegener Macht – beeindruckt.

Der Jahreskreis *wiederholt* sich, der Frühling im astronomischen Gang und Stand der Gestirne spielt sich selbst als Wiederholung ab. *Wiederkehr* findet statt, wenn etwas – der Frühling – in einen Ort eintritt und dort als das Bekannte wiedererkannt wird (§ 25).

Das Wiedererkennen hat aber seine Qualität von einer Neuheit, von einer Verwunderung nach einem Durchgang durch Veränderungen, daß es dies Wieder doch gibt. Daß es eintrat.

Der Chronos der Menschen ging inzwischen *wirklich* weiter. Es geschah vieles. So sind dieselben Menschen nicht die gleichen geblieben. Darum ist das Wiedererkennen des Wiedergekehrten ein Ereignis.

Das wäre es nicht, käme das gänzlich Gleiche zum gänzlich Gleichen zurück.

Unerzwungene Wiederholung zeigt das Gelingen einer Sache oder gar das Vergnügen daran (§ 19); etwas oder jemand ‚macht‘ die Wiederholung, hat sie selbst ‚in der Hand‘.

Wiederkehr ist mehrpolig und abhängig vom Andern.

Wer oder was kommt wieder? Es kann der tägliche pünktliche Peiniger sein. Oder der Herbst. Oder aber der Mensch, den man sehr vermisst.

Umgekehrt: man kommt voll Zuversicht zum vertrauten Ort zurück, man hat Neues zu bieten, kommt keck, kommt scheu mit Ideen - und ‚kommt nicht an‘.

Dennoch: Bei allem Gelingen oder gar Vergnügen hängt der Wiederholung das Grau der Eintönigkeit an, des Selbermachenmüssens, des Eigensinns oder der Geduld, nicht unbedingt, aber es umschleicht sie.

Im Namen Wiederkehr hingegen klingt Freudigkeit. Dem Wiedererkannten kommt Begrüßung entgegen.

Von schlechter Erfahrung unverstellt ist Wiederkehr ein Fest, ein Trost. Sie wird empfangen, schenkt sich einem, kehrt sich her, wendet sich zu, das ‚wieder‘ betont *Zuneigung*. Und der Empfang, den man bereitet, ist Geschenk dem Kommenden.

Der Name Wiederkehr trägt – allem Fatalismus zuvor – das Vorurteil frohgespannten Entgegenschähens und Willkommenseins und zeugt von einer angeborenen Freundlichkeit des Menschenblickes.

### § 29 *Freundlichkeit*

Dasein, als Hiersein, ist Vertrauenssache (§ 17).

Das Empfangenwerden hier, an einem Ort, wo einem Platz gewährt wird (§ 5, § 17), hat den ursprünglichen Charakter der Freundlichkeit. Das Dasein erwartet ur-

sprünglich Wohlsein am Ort, Willkommensein; sonst gäbe es nicht Enttäuschung, und nicht Entsetzen, wenn man verjagt wird (§ 2, § 18).

„Solange die Freundlichkeit noch am Herzen, die Reine, dauert, misset nicht unglücklich der Mensch sich mit der Gottheit.“<sup>1</sup>

Heidegger liest Freundlichkeit als die *charis*, die „Huld“, und hängt sich an die idiolektische Ausdrucksweise Hölderlins „*am Herzen*“: wonach er dann auslegt: *angekommen am Herzen*, und „So lange diese Ankunft der Huld dauert, so lange glückt es, daß der Mensch sich misset mit der Gottheit.“<sup>2</sup> In dieser „Ankunft“ schwingt wieder einmal das „Gewähren“ und das „Geschick“ mit (§ 26), auf das man nur „warten“ kann.

Aber, wie der vorhergehende Vers zeigt, hier ist der Mensch *tätig*, er *will* etwas, ihm liegt die Freundlichkeit am Herzen, im Herzen angeboren als das Hinaufziehende über ihn selbst: die „Himmlichen“, „die immer gut sind“, darf er „nachahmen“. Er darf „aufschauen und sagen: so will ich auch sein“.

Der Mensch mißt sich nicht unglücklich mit der Gottheit, wenn er die Freundlichkeit seines Herzens als dasselbe entdeckt, was die „Gottheit“ ist; darum mit ihr meßbar, wenn er die Gottheit als die Freundlichkeit versteht, die vor ihm leuchtet.

Nimmt er ein anderes Maß an der Gottheit, etwa die Macht, dann mißt er sich unglücklich mit ihr, und wird vermessen, Vorbild und Maß fallen mit ihm selbst zusammen und schließen ihn ab. Dann bleibt es dabei, daß „lauter Mühe das Leben“: Kampf um den Platz, Niederringen

---

<sup>1</sup> Hölderlin, In lieblicher Bläue.

<sup>2</sup> Heidegger, Dichterisch wohnet der Mensch, in: Vorträge und Aufsätze, S. 198.

des Andern, verbissene Arbeit im Wettstreit, penible Wissenschaft, eiserne Konsequenz, die alles heimzahlt mit den Folgen der Dinge; geschlossene Welt (§ 27).

Allein die „Freundlichkeit“ ist nicht einzufangen, sie zahlt sich nicht aus und nicht heim, sie findet Antwort oder nicht. Aber sie lüftet die geschlossene Welt um einen Spalt, die Rechnungen bleiben offen, die einfältige Hoffnung auf einen guten Ausgang windet durch die Ritzen. „Die Himmlischen, die immer gut sind“, spielen herein.

„Wenn etwas gut ist, so ist es auch göttlich. Damit ist seltsamerweise meine Ethik zusammengefaßt.“<sup>3</sup>

Wo immer Freundlichkeit erscheint, erinnert sie an das dem Menschen gegebene „göttliche“ Maß.

Sie ist nicht einbegriffen in allem Übrigen, kausal-logisch nicht begreiflich; wäre sie es, so wäre sie falsch. Wo sie in den Blick kommt, macht sie die Erde überirdisch schön.

„Die Reine“ heißt sie, weil ursach- und grundlos, daher unvermischt und ungetrübt, selbst wenn sie aus dem Schlamm von allerhand Motiven hervorblüht.

Nicht von dieser Welt, ‚vom Himmel gefallen‘, und doch darin die „Ethik zusammengefaßt“? dem Willen zugänglich „So will ich auch sein“: Geht das zusammen?

Es *geht* nur, wenn zusammen, wenn der Mensch sich darin „mit der Gottheit mißt“, wenn er der aufwallenden Freundlichkeit „göttliche Art“ zutraut, statt sie psychologisch abzudecken oder statt sich für naiv zu halten bei einer freundlichen Beurteilung des Weltlaufs, die viel eher sarkastisch ausfallen könnte.

Die freundliche Einstellung kann bedeuten: „ich tue den Willen Gottes“,<sup>4</sup> aber da sie aus dem eigenen „Herzen“

<sup>3</sup> Wittgenstein, Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlaß, hg. von G. H. v. Wright, Frankfurt a. M. 1977, 15.

<sup>4</sup> Wittgenstein, Die Tagebücher, 8. Juli 1916, 166, in: Schriften I, Frankfurt a. M. 1969, 89-185.



kommt und da dieser Wille eben die Freundlichkeit ist, ist diese „Übereinstimmung“ (ebd.) das Gegenteil von Unterwerfung unter einen ‚fremden Willen‘.

Dem Mose ist diese Freundlichkeit einmal vergangen, in der Wüste Zin. Wohl sprudelte auf seinen zweimaligen energischen Stockschlag hin frisches Wasser aus dem Felsen, aber sein damaliger Groll über das hadernde Volk, sein Zweifel am Sinn des Gelingens, sein Mißmut – *der* ist immer begreiflich und wohlbegründet, nur die Freundlichkeit nicht – verdarb ihm für diesmal den Wohlklang der „Übereinstimmung“ mit dem freundlichen „Willen Gottes“, von dem er zum Volk schon nicht mehr sprach. Er nahm hier ein anderes Maß an der Gottheit: die Macht.<sup>5</sup>

Ins Land der Verheißung, des göttlichen Einklangs, kommt man nicht hinüber im Ärger über die Mitmenschen, auch nicht im berechtigten Ärger, daß sie nicht wegzubewegen sind von ihrem eigenen Unglück. Wie soll man aber über die Unmenschlichkeit der Menschen hinwegkommen, wenn sie geballt und gräßlich herantritt? Man kann es nicht. Sie schließen sich aus, sie brechen die Ontologie des Ortes, der ihnen daher nicht zukommt (§ 2 und 18). Das gilt indes nur für die *verübte* Unmenschlichkeit. Die Möglichkeit dazu, wenn noch so schwach und versteckt, liegt demütigend in jedem und darf nicht angerechnet werden, und das heißt: Abscheu gegen verübte Bosheit einzelner oder mehrerer darf sich nicht kollektiv ausdehnen, man müßte sich mit verabscheuen. Man darf es nicht, sofern man „sich nicht unglücklich mit der Gottheit“ messen will; und zwar genügt dann nicht der bloße Nichthaß. Kein Wunder, wenn der Mensch gar nicht daran denkt, sich mit der Gottheit zu messen, die ihm so

---

<sup>5</sup> Vgl. Goldberg-Bibel, Anmerkungen zu Numeri 20, 10-12.

erloschen ist wie die „Freundlichkeit“ mitsamt dem „Herzen“, aus dem sie unbedingt kommen muß.

Man kann seine Mitmenschen korrekt behandeln, fürsorgliche Werke an ihnen tun; es ist nicht genug, es ist leblos wie der Lehmleib Adams, ehe ihm der göttliche Atem eingehaucht wurde, und rührt dem Betreuten nicht ans Herz, umgibt ihn mit Kälte. Er fühlt sich nicht selbst gemeint, weil allein die mit der „Gottheit“ geteilte „Freundlichkeit“ der Kommunikationsweg ist, auf dem die Menschen einander erreichen.

So ist es nicht genug, sich abzuplagen, sich einzusetzen, trefflich zu reden oder mit Engelszungen: „habe ich die Liebe nicht“, so bin ich bloß eine „gellende Schelle“.<sup>6</sup>

### § 30 Die offene Tür

Die freundliche Einstellung ist mitten im Getriebe möglich, doch struktural nahegelegt ist sie in der Weile am Ort.

Das Empfangenwerden streift das Willkommensein (§ 28), Platz gefunden zu haben streift das gegönnte Wohlfühlen, man braucht sich nicht ‚durchzuboxen‘, Kampf und Streben entfallen; in der endlichen Ewigkeit der Weile ist man behütet.

„Nur wer nicht in der Zeit, sondern in der Gegenwart lebt, ist glücklich. Für das Leben in der Gegenwart gibt es keinen Tod.“<sup>7</sup> „Gegenwart“ in Wittgensteins Satz sei übertragen auf die ewige Weile, und „glücklich“ auf das Wohlgefühl (§ 16 und 17).

Der „Widerwille gegen die Zeit“, wenn sie begriffen ist als

---

<sup>6</sup> Vgl. 1 Kor. 1-3

<sup>7</sup> Wittgenstein, Die Tagebücher, 8. Juli 1916, a. a. O.

der Raubzug des Vergehens, ist nicht verleugnet; er steckt in dem „Nur wer nicht“ wie im Aufatmen am guten Ort. Aber er wird verstanden als der unglückliche Umgang mit der Zeit, der dann konsequent den „Rachegeist“ auskochen muß. Den zu besiegen, braucht es nicht die Phantasie der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“, nur das vielmalige Sicheinlassen ins Hiersein.

Das allmächtig scheinende unaufhaltsam scheinende Vergehen ist viele Male sanft beiseite geschoben, durch die querstehenden Orte und die Ewigkeiten des Hierseins. Ihre Endlichkeit könnte auf eine verschwiegene Illusion hindeuten: das Vergehen ist doch ebenso starrsinnig im Gang, auch wenn scheinbar unterbrochen oder getrept. Ruckweise wird die Kontinuität wiedergutmacht ...

Aber die endliche Ewigkeit der Weile ist ihre Offenheit. Ihr Ende schließt nicht ab, sondern auf. *Hiersein* an *einem* Ort ohne Ende, *das* wäre abschließend. Die endliche Ewigkeit ist die offene, die nicht fixierte. Ihr Ausgang geht ins Freie. Der Abschiednehmende ist frei für das Wandern, für andere Orte, für den Wechsel, für das Neue, für die Wiederkehr. Das Ende ist die offene Tür.

Offen ist etwas Umgrenzendes, das einen hinausläßt, also nicht etwa hinaus in „das Offene“,<sup>8</sup> als wäre dies an sich selbst. Offen ist *etwas*, das einen halten kann, aber nicht festhält, nicht einschließt, nicht ausschließt. Offen in seinem Denken ist ein Mensch, der feste Meinungen hat, aber bereit ist für neue verändernde Einsichten, auch für Kompromisse.<sup>9</sup> Offen ist ein Bestimmtes, und wäre es das offe-

---

<sup>8</sup> Zum Beispiel „Weil das Warten in das Offene selbst sich einläßt“ (Heidegger, *Gelassenheit*, Pfullingen 1959, 44, und ähnlich öfters).

<sup>9</sup> Max Müller, *Der Kompromiß*, Freiburg/München 1980: „Echte Offenheit (...) ist immer offen durch begrenzten Horizont und dadurch ermöglichten klaren Umriß.“ (144)

ne Meer. Erst so bekommt Offenheit ihren dramatischen Sinn, am Ein- und Ausgang, wo das Geschehen den Atem anhält.

Daher hat die Ewigkeit der Weile Charakter, der hergenommen ist vom jeweiligen Ort und Hiersein, vom individuellen Dasein und seiner unerhörten Geschichte.

Solch örtliche Ewigkeit ist nicht endlose Zeit und nicht unendliche Dauer, nicht der stehende Augenblick, sondern in die Zeit eingelassen: ein Stück Zeit, zeitlos verbraucht.

So zeichnet sie sich weder als Punkt noch als kreisende Linie – Zeichen des Angeketteten –, noch als gerade Linie – Zeichen des Einsamen –, weder als rechte noch als schlechte Unendlichkeit. Linie hin oder her will ohne Aufhören nichts als sich. Von ihr stammt die Linientreue ab.

Die endliche Ewigkeit der Weile ist auf beliebige Weise geräumig und von keiner idealen, geometrischen Größe abzubilden, sie ist wirklich erlebbar, weil sie überlebbar ist.

Ewigkeit wird erfahren – sonst wäre sie ein leerer Begriff – vom zeitlichen Dasein als Nichtzeit, als Wohlsein, als Harmonie mit dem Umgebenden, als der „Friede Gottes, der alles Begreifen übersteigt“;<sup>10</sup> und weil sie *erfahrene* Ewigkeit ist, öffnet sie sich in die Zeit des Weitergehens, läßt das Dasein nicht ‚wie angewurzelt‘ stehn.

Wohl ist die Weile ein ‚Stück Zeit‘, sonst wäre das Dasein nicht wirklich hier. Aber weil es seine Zeit drangibt, ganz hier zu sein, ist es (die) Zeit-los, solange die Weile an diesem Ort gelingt.

Wie der Rhein unmerklich den Bodensee durchfließt, so

---

<sup>10</sup> Phil. 4, 7.

streckt sich des Hierseins Zeit still teilnehmend durch die Weite und Breite und Ruhe seines Verweilens.

Hiersein am Ort breitet ein Netz von Beziehungen, das Gegenteil von einsam – vielmehr zusammen, mit anderem zugleich sein: Modus des Raumes.<sup>11</sup>

Wo Ewigkeit örtlich ist, da und dort, wo sie endlich ist, dann und wann, da unterscheidet man den guten Ort.

### § 31 *Der gute Ort*

Der Ort, zunächst so gleichgültig und wertneutral wie nur irgend etwas, ist ohne weitere Zutat – wenn nur seine Merkmale erfüllt sind – ein guter Ort.

Denn der bereits vorliegende, ‚leerstehende‘, unerfüllte Ort wird erst vollzogen durch ein erlebtes Empfangenwerden und Platzfinden, im Wohlsein des Hierseins, in der endlichen ewigen Weile.

Gibt es unbekömmliche Orte, widerliche, beklemmende Orte, so zeigt sich, daß es da mit den Merkmalen nicht stimmt: daß einem der Platz verwehrt wird, daß das Andere, zu dem es einen verschlagen hat, einem zuwider ist.

Man wird vertrieben oder es treibt einen selber weg. Es liegt dem Wesen des Daseins inne, dieses Weggehen vom *schlechten* Ort und nicht ruhen können, bis man an einem guten Ort anlangt.

Hier rastet das Dasein gleichsam erst wieder ein.

Es gibt auch den *falschen* Ort. Das könnte etwa ein Ort sein, der für einen andern gut ist, aber nicht für mich, oder ich bin zur Unzeit da, oder ... zu lange, und die lieben Freunde ‚wollen mich nicht länger aufhalten‘.

Man kann am falschen Ort sitzenbleiben, man kann sich

---

<sup>11</sup> Vgl. Otto, Überwege, 19.



wahllos treiben lassen. Man kann einen guten Ort ansteuern. Geist ist Wahl.

Der Geist über der Urflut macht Unterschiede (§ 27), entmischt, grenzt aus, greift aus dem Urschlamm die eigensinnigen lebenszappelnden Gestalten, freilich hiermit auch ihre Beschränktheit, ihre mögliche Not, Dummheit, Kriegswut. Immerhin er verwirklicht durch Begrenzung.

Wirklichsein ist Hiersein am umgrenzten Ort, ist faktischer und womöglich nachvollzogener Verzicht, überall zugleich und alles zu sein.<sup>12</sup> Dem Beweglichen ist die Wahl offen, hier oder dort zu sein, ‚seine Lage zu verbessern‘. Geistlos ist seßhafte Resignation, welterschaffend die Suche und Erwählung guter Orte, die zuversichtliche Ausfahrt, die Einfalt des Vertrauens auf das Steuer der Sehnsucht, die Abkehr vom schlechten Ort.

„Nur wer weiß, *wohin* er fährt, weiß auch, welcher Wind gut und sein Fahrwind ist.“<sup>13</sup>

Wer es weiß. Nicht wissen wohin (§ 7), dieser „Fehl“, der den Sehnsüchtigsten „in die unerfahrene Seele gegeben“ ist, der ist nicht das Traurigste, wenn der Strom strömen bleibt. Wenn er nicht vergißt, was ihn trieb, „den Ursprung / Und die reine Stimme der Jugend“. So furchtbar wäre dieses Vergessen, so katastrophal wäre es, wenn die Menschheit ihre kindlichen Visionen verramschte, daß eher die kosmische Ordnung zerschellen müßte: Daß kein Ort mehr wäre für den Menschen: „eher muß die Wohnung vergehn, / Und die Satzung und zum Unbild werden / Der Tag der Menschen.“<sup>14</sup>

Aber auch der „im deutschen Lande“, „in guten Geschäf-

---

<sup>12</sup> Otto, Überwege, Verzicht, 52 ff.

<sup>13</sup> Nietzsche, Zarathustra, Vierter und letzter Teil, Der Schatten.

<sup>14</sup> Hölderlin, Der Rhein.



ten“ begnügungsgewordene Strom wird doch nicht auf Dauer vergessen, was ihn bewegte, sich zu bewegen? Es wäre nichts mehr an ihm.

„Nicht wissen wohin“ ist für den unglücklichen Ratlosen eine andere Situation als jener „Fehl“. Er findet nicht einmal einen Irrweg.

Ist man indes an einem schlechten Ort, und ‚kommt nicht weg‘, gebunden, gefangen, und man wüßte sehr wohl wohin, wenn es nur ginge, so befindet man sich mit der Phantasie oder Imagination zuweilen dort.

Denn die Phantasie, die Tagträume und Sehnsüchte, die mit dem leibhaft eingenommenen Ort durchaus vereinbar sind, auch die Interessen, die einen hinwegführen, z. B. wenn der Forscher in der Vorgeschichte umhergeht oder den Sternbahnen folgt, all das gehört zu den reichen, mannigfaltigen Angeboten des Umgebenden, wo man seinen Platz hat, auch unter der Lampe am Schreibtisch. Das Umgebende kann sich lockern und die Weite des Universums hereinlassen und hinzunehmen.

Wenn einem aber der Boden zurückweicht, alle Wege verschüttet sind – wer dann wüßte, daß er irgendwo von jemand in Liebe erwartet wird, der hätte bereits einen guten Ort, auch wenn er fern ist.

### § 32 *Das Rätsel*

Der wahre Ort ist der gute Ort; und Wiederkehr hat einen guten Ort im Sinn, den man sich gemerkt hat (§ 28). Der Wiederkehrende durchquert freizügig die Landschaft der vorliegenden Beziehungspunkte, die sich immerfort verändern.

Die Verbindungen zwischen Orten – die zeitbemessenen Wege beweglichen Daseins – nehmen die Qualität an-

derer Bindung an: der versprochenen Wiederkehr. Liebe erscheint als die Koinzidenz von Bindung und Freiheit.

Im „Zusammenstoß des Augenblicks“ (am Torweg) sieht Heidegger den Zusammenfall von Notwendigkeit und Freiheit, da dort entschieden werde, was ewig wiederkehrt; er sieht dort den entscheidenden Punkt, wo Zarathustras Lehre sich über die billigen Mißverständnisse erhebt, die das Drehen des Kreises zu leicht nehmen.<sup>15</sup>

Aber Notwendigkeit und Freiheit kommen dort nur zusammen, um sich gegenseitig zu verschlingen.

Wie soll es anders sein, wenn die „ewige Wiederkehr des Gleichen“ „der Name für das Sein des Seienden“ (im *Ganzen*) ist<sup>16</sup> (§ 25).

Sich auf den Weg machen an einen guten Ort, gezogen durch das Versprechen der Wiederkehr, heißt ganz allein durch die Dichte des Seienden stapfen, den zugewachsenen einzigen Weg finden. Da interessiert keine „Entscheidung“ über das was war und ewig sein soll, nur das einzige Vorhaben.

Die Immerwiederkehr, das Versprechen der Liebe (§ 18), versteht sich nicht als Wiederholung. Wiederkommen, das ist jedesmal erstmalig und atemberaubend von Erwartung – nicht des Gewesenen, früher Erlebten, denn genau das ist das Paradox der Liebe: das Wiedererkennen des jetzt Erstmaligen.

Das Wiedererkennen spricht von Kommen und Gehen. Liebe und Freundschaft kann nicht anders als die Beteiligten fortziehen lassen an andere Orte, zu anderen Men-

---

<sup>15</sup> Heidegger, Nietzsche I, 311, 294, 308, 397.

<sup>16</sup> Ebd. 290, 310; Wer ist Nietzsches Zarathustra? in: Vorträge und Aufsätze, 120.

schen, Dingen, Interessen; sie wären ja sonst einander dürftig und eng.

Beständigkeit der Liebe heißt darum ‚Immerwiederkehr‘ (§ 18).

Wie die Spitze des Ortes (§ 4) den meint, der ankommt, so ist Liebe Erwählung. Ein gebündelter Strahl der Willkür. Wie der Ort sich von der richtungslosen Weite des Raumes unterscheidet durch das bestimmte Umgebende (§ 11), bei dem man empfangen wird, so sprüht Liebe nicht rundum auf alles und jedes, sondern ist jeweils ‚geortet‘.

Ein Mensch, ein Hiersein, kann seine Liebe zwar auf je verschiedene Weise mehrfach, vielfach versenden, aber jeweils hat sie ihren bestimmten Zielort, *bei* einem bestimmten Anderen. Wenn Zarathustra der „Liebendste“ wird und „zu aller Dinge vollerer Vollendung“ sehnstüchtige Liebe hegt, so ist er kein Mensch mehr, sondern einer, dessen Schatten jammert: „O ewiges Überall, o ewiges Nirgendwo“.<sup>17</sup>

Man kann in einer Hochstimmung alles umarmen, alles segnen, man kann in einer allgemeinen Grundhaltung von Güte und Freundlichkeit leben. Doch das ‚Bei‘ einem Andern sein und das Versprechen der Immerwiederkehr bezeichnet Liebe in ähnlichem Verhältnis wie der ‚gute Ort‘ sich ereignet aus den gleichgültigen Orten heraus.

So hebt sich die Treue der Moabiterin Ruth, oder die Sonderstellung des „Jüngers, den Jesus liebhatte“, vom biblischen Liebesgebot der allgemeinen Menschenfreundlichkeit ab, die keine Wiederkehr fordert: die Pflicht, zum Andern gut zu sein, gilt im Fortgang von Begegnung zu Begegnung. Das Versprechen der Wiederkehr ist die Auszeichnung der Liebe. Und so vereinfacht die Liebe auch

---

<sup>17</sup> Nietzsche, Zarathustra, Vierter und letzter Teil, Der Schatten.

wieder die sich mehrende Vielzahl durch wenige Zentren der Wiederkehr.

Ewig und endlich ist die Dauer des Beieinander am guten Ort. In dem provenzalischen Lied „Se canto“ singt ein Vogel in der Nacht, „sans jamais cesser“, ohne jemals aufzuhören. Und doch singt er nur in der Nacht, eine Ewigkeit lang, und doch hört er auf. Beides wissen die Liebenden, daß der Vogel niemals zu singen aufhört *und* daß er aufhört, und beides widerspricht sich nicht.

In Hesses Gedicht<sup>18</sup> gibt es den „Vogel Ewigkeit“, er „singt immerfort“. Die Ewigkeit verliert sich ins Grenzenlose, und der Vogelsang wird nur vernommen unter dem „hohen Baum Leid“, das hingebungsvoll hingenommen wird; auch dies eine Möglichkeit. Im Lied „Se canto“ ist die Hingabe ganz auf den andern verwendet. Das Lied – gesungen, wer weiß, vom Sänger, vom Vogel, von den Sphären – „ist nicht für mich“, es ist für dich. Unterm Fenster blüht weiß der Mandelbaum, den Ort begrenzend *und* öffnend (§ 30) durch den Anteil der Welt.

In jeder ewigen Weile der Liebe – der Freundschaft – ist ‚coincidentia oppositorum‘ eingetroffen.

Jenes Wissen vom Aufhören und niemals Aufhören der Weile am guten Ort spricht zum Abschied, mit der versprochenen Wiederkehr, das Wort von der Immerwiederkehr, aber spricht es nicht aus.

Die Liebe weiß ihr Rätsel, aber löst es nicht auf.

Rätsel sind Undurchschautes, das man lösen kann oder nicht.

„Das *Rätsel* gibt es nicht“,<sup>19</sup> stellt Wittgenstein für den

---

<sup>18</sup> H. Hesse, *Blume, Baum, Vogel*, Frankfurt a. M. 1970, I, 58.

<sup>19</sup> Wittgenstein, *Tractatus* 6.5.

logischen Bereich fest, wo Frage- und Antwortmöglichkeit aufeinander – auf einer Fläche – bezogen sind.

„Aber das Rätsel *gab es*“, erwidert darauf C.-A. Scheier mit einer denkwürdigen Sonorität.<sup>20</sup>

Mit dem *praeteritum verbi* ist die Dimension des Geschehens aufgetreten.

„Wenn eine Frage sich überhaupt stellen läßt, so kann sie auch beantwortet werden“, fährt Wittgenstein fort.

Die Antwort kann allerdings lange auf sich warten lassen, ohne daß die Frage falsch gestellt war. Aber dann ist die Frage kein Rätsel.

Ein Rätsel ist nicht eine Frage ohne mögliche Antwort, sondern es hat die Antwort in sich, gibt sie nur nicht (noch nicht) heraus.

Aus Antwort wird wieder Frage, das Frage-Antwort-Spiel kickt sich immer weiter fort. Aber die Liebe ist das Letzte. Frage und Antwort in ihr passen genau aufeinander, kein Spalt, der sie trennen ließe. Die Liebe ist undurchdringlich, und doch klar.

Undurchdringlich ist auch das Positive, Einzelne, das dem Wort nicht antwortet (§ 8).<sup>21</sup> Als solches ist es „unaussprechlich“ und nur in den aussprechbaren Umgrenzungen von Vielheiten mit-begriffen.<sup>22</sup>

Begriffe scheinen streng und klar zu sein, wenn sie vollkommen „durchsichtig“ gefaßt sind, gesäubert von den letzten Resten ihrer Herkunft, als sie noch saftvolle Metaphern waren, selber sichtbar, aber ‚tragfähig‘, die Dinge miteinander verkehren zu lassen, immer auf Entdeckungsreisen, da nicht definitiv definiert. Metaphern verzichten

---

<sup>20</sup> C.-A. Scheier, *Nietzsches Labyrinth*, a. a. O. 228.

<sup>21</sup> Otto, *Der Anfang* 1.1; 1.6.

<sup>22</sup> Wittgenstein, *Tractatus* 6.522; Brief an P. Engelmann vom 9. April 1917, in: *Terricabras*, Wittgenstein. Kommentar und Interpretation, Freiburg/München 1978, 308.

auf Klarheit, aber dafür treffen sie mitunter auf widerpral-  
lenden Seinsbestand, und wenn sie auftreffen, klingt es  
nicht hohl.

Mit der Liebe ist es anders. Sie ist undurchdringlich und  
doch klar. Das Positive, Einzelne Ding ist kein Rätsel. Es  
ist einfach da. Es ist einfach schweigsam; es ist ganz  
,selbstverständlich‘ dunkel, es wird so blitzschnell ver-  
standen, daß ihm jegliche Worte nur hinterherkeuchen  
könnten, wenn sie so unklug wären, es zu versuchen.

Die Liebe aber ist ein Rätsel.

Ist sie doch zusammengesetzt. Sie ist nicht das „Mysti-  
sche“, das „Unaussprechliche“, das Außerweltliche. Sie ist  
etwas, „was der Fall ist“.

Sie ist aussprechlich, sie läßt sich sogar „klar aussprechen“  
(4.115), ohne den Schatten eines Zweifels oder einer Un-  
genauigkeit.

Dann könnte die Philosophie also doch mehr sagen als nur  
„Sätze der Naturwissenschaft“ (6.53); sie kann das Rätsel  
der Liebe ansagen, die Immerwiederkehr, die der Liebe  
sonnenklar ist, und die ihr Rätsel ist, das sie nicht lösen  
*will*.

### § 33 Das Größere

Wenn man als Kind durch die Wiese lief, waren die Gräser  
hoch. Und gar im Kornfeld: da schlugen die Halme überm  
Kopf zusammen.

Zum Zauber der Kindheit gehört, daß man die Dinge  
nicht überschaut. Sie können einen umfassen. Auch nicht  
die Zeit überschaut man; drum läuft sie nicht weg. Ihre  
Rhythmen umspielen einen.

Erwachsen werden bedeutet auch: immer mehr über die  
Dinge hinauswachsen, ihrer Herr werden. Je genauer man



etwas kennt, desto mehr schrumpft es, legt sich einem in die Hand, man kann damit umgehen, es als Mittel für anderes weiterverwenden.

Es kann sein, ein Lied hat einen bestrickt mit Fragmenten seiner Strophen, deren Lücken geheimnisvoll vertieft waren, und es liegt flach aus, nachdem man den Text vollständig beherrscht. Man *kann* es.

Vollendung anstreben ist herrlich, aber dann gibt es nichts mehr darüber. Es hat auch etwas für sich, sie im Unvollendeten, nicht ganz Bewältigten, „unvollkommen Ausgeführten“ *anzudeuten*. Koreanisches Kunstprinzip des *koschol-mi*: Schönheit des „alt und schwerfällig“ Aussehenden, dem technischen Können nicht völlig Unterworfenen.<sup>23</sup>

Das Größere ist nicht, was Unterwerfung fordert (§ 26); es lädt zu sich ein.

Über etwas stehen, hervorragen durch Größe und Können, erscheint begehrenswert und gilt viel. Dem Verweilen jedoch ist es unvertraut. Das Aufgenommenwerden, das sein Wesen ausmacht, wird am deutlichsten durch Umfängenwerden beschrieben. Der Ort nimmt mein Dasein auf, er bietet ihm Schutz. Er nimmt, stellvertretend für das ganze Universum, mein Hiersein an. Das Dasein hat fast nichts an sich selbst (§ 9), aber da es stets einen Ort hat, hat es alles.

So ist der Ort immer das Größere, und indem er mich aufnimmt, das Gebende. Darum: höherstehen als das Umgebende, ihm überlegen sein, paßt nicht zum Ort.

Eine der Versuchungen Jesu in der Wüste war, daß der Satan ihn auf einen hohen Berg führte, von wo er weitem

---

<sup>23</sup> Kah Kyung Cho, *Bewußtsein und Natursein. Phänomenologischer West-Ost-Diwan*, Freiburg/München 1987, Kap. X: Die Idee der Unvollkommenheit in der taoistischen Ästhetik 332, 338.

hinabsehen konnte auf die Reiche, über die er herrschen könnte.

Auf einem Berggipfel stehen ist ein erhabenes Gefühl, aber erfülltes Hiersein nur dann, wenn es – außer der Schönheit des Ausblicks – einen ins Universum taucht, in die dort nahe Ferne des immer Größeren.

So heißt es denn auch: „Der Vater ist größer als ich.“ (Joh. 14, 28), und:

„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ (Matth. 18, 3)

Die hohen Gräser machen es dem Kind leicht. Alles um es herum, die ‚Großen‘, die Zusammenhänge, alle sind ihm undurchschaubar und vielversprechend, wenn sie ihm auch nicht immer hold sind. Das Kind versteht sich von Natur auf den Ort und auf die Weile mit ihrer endlichen Ewigkeit.

Da aber das Hiersein am Ort die Urform des Daseins ist, kann das Kind maßgebend sein. Es ist keine Schuld der Erwachsenen, daß sie über viele Dinge hinauswachsen, und vieles durchschauen lernten, daß sie so vieles wissen, was ernüchert. Dem vorzubeugen wollte Hermann Hesse ein Zauberer werden.<sup>24</sup>

Wenn der über seinen Erdort hinausgewachsene Mensch das Sausen des Universums hörte, Wind von den Sternen empfände, einfach sich umfassen ließe von etwas, was ihm zukommt, vielleicht ist es dann, als würde die Erde mit ihm über sich hinauswachsen, von der sein Denken gebildet ist, als könnte es gar nicht anders sein, als wüchse um ihn ein neuer Himmel und eine neue Erde ...

Denn nun – nachdem das konzeptuale Denken gar so sehr gekonnt und durchschaut ist – bleiben dem Denken immer die Bilder, die es nicht erschöpft hat, von der Erde

---

<sup>24</sup> Kindheit des Zauberers, a. a. O. VI, 372.

genommen, oder vom Universum, Sternbilder, neue Muster außer den *geometrischen*. „Die Sterne nun versanken“ wie die eingesunkenen Orte, die nicht mehr das Größere sind. Aber es kann danach sein, wie Eichendorff in seinem Vierzeiler weiter von den versunkenen Sternen sagt – und es muß die Stunde vor dem Morgen sein –: sie „wandeln durch die Brust / als himmlische Gedanken“.

Nicht Träumereien, vielmehr klar und wahr als Gedanken, allerdings „himmlische“, das heißt, mit Begriffen zu fangen, wie das Segel den Wind fängt.

### § 34 Wohingehören

Der Ort, wiewohl umfangend, ist nicht eine Hülle des Daseins wie die Schale der Frucht, im Gegenteil: wo das Dasein mit dem Ort verwächst, wo es ihn sich einverleibt, von ihm Besitz nimmt (§ 9), vergreift es sich am Andern und macht sich schwer und breit.

Kennzeichen des Ortes ist, daß er ablösbar ist, auswechselbar.

Ort im vollen Sinn ist erst der, den man willkürlich wechseln kann, erst für den Vagabunden Mensch.

An dem Holunder vor dem Fenster reißt der Sturm. Die Äste krümmen sich und greifen wild umher. Der kann nicht weglaufen, muß stehenbleiben.

Die Pflanze, nicht der festgegründete Berg gibt das Gegenbild des Ortswechsels. Sie lebt ihr Pflanzenleben, angewurzelt mit eigenen Wurzeln, die wohl wissen, warum sie sich festklammern, und wo sie nicht nur Halt, sondern auch Lebenssaft finden.

Der Mensch, dieser Vagabund, würde nie mit Wurzeln einverstanden sein, selbst wenn er zu den ‚Bodenständigen‘ zählt. Selbst wenn es ihn bis in die Zehen ausfüllt, ein

Haus zu bauen oder zu erben und sich darin einzurichten fürs Leben. Träume wird er doch wohl haben, die ihn wegführen.

Dennoch, irgendwo hingehören, wohnen, bleiben, ist dem Menschen, dieser *coincidentia oppositorum* (§ 32), ebenso eingezeichnet wie das Vagabundieren.

Dem einen mehr dies, dem andern mehr jenes. Die – auch wenn nicht gleichgewichtige – Einheit beider Gegensätze macht ihn zum Menschen.

Die *stabilitas loci*, in der die Benediktiner einen spirituellen Wert sehen, ist nicht abzukoppeln von der ortswechselnden Natur des Menschen (und mögen es geistige Orte sein, die man aufsucht), so wenig wie die Spiritualität des Wanderers (§ 7) dem Irgendwohingehören entsagen kann.

Es gibt die freizügige Erkenntnisbereitschaft, die nicht auf früher Erkanntem sitzenbleibt und es gegen Einbrüche befestigt – und es gibt das fahr-lässige Fahrenlassen kostbarer Einsichten, so daß neue Einsichten stets vom Nullpunkt anfangen müssen, oder daß sie bei solch ewigem ‚Flüssigsein‘ des Erkennenden wie in Wasser geschrieben sind; ein wenig wie der ortlose Intellektuelle, von dem Michel Foucault träumt.

Ist jedes Tun und Erkennen ein neuer Anfang, so doch nicht, als sei das Gedächtnis außer Kraft gesetzt. Das Gewesene hat seine Wahrheit behalten. So gibt es das stabilisierende Wiederholen von Erkenntnissen in Variationen, das Bewahren und Gedenken, das Korrigieren und Hinzufügen, ohne welches keine Gestalt *zustande*, kein Gebilde zu Gesicht käme.

Solches Einpendeln auf einen Erkenntniskreis verleiht diesem immer stärker die Qualität eines Ortes zu dem man hingehört, an dem man nicht immer wieder irre wird, so daß man nicht haltlos herumtreibt. Man kann den Ort

verlassen, aber auch zurückkehren, man kennt ihn, und findet ihn.

Zugehörigkeit muß sich nicht in einem Credo beschließen, sie kann bedeuten: in der Nähe bleiben, in Hörweite. Der Ort ist nicht dazu da, einen festzuhalten, sondern er gibt einem, ein Bleibendes zu wissen, zu wissen wohin.

Irgendwohingehören und woandershin nicht – gewissermaßen findet sich das auch auf dem sprachlogischen Feld eingetragen, wie Ogawa es darstellt mit seiner auf Platon zurückgreifenden „Symploketik“.<sup>25</sup> Manche Töne „nehmen einander auf“ und manche nicht. Der Löwe kann sich mit dem Rennen identifizieren, aber nicht mit dem Pferd. Wenn das „Gattungspaar ‚das Selbe‘ und ‚das Verschiedene‘ wichtiger als das Paar ‚das Seiende‘ und das ‚Nichtseiende‘“ wird (49), so öffnet sich die „binäre Opposition“ (51), bleiben die sich ausschließenden Momente „im Wartezustand der Möglichkeitsspielräume“ (52).

Was für die Sprachlogik die strenge Unterscheidung dessen ist, was aktuell aufgenommen und was ausgeschlossen wird, das – so könnte man sagen – ist für die Empirie die wandelbare aktuelle Unterscheidung der Gegebenheit und Nichtgegebenheit von Möglichkeiten. So bleibt der Fisch ganz dem Wasser zugehörig, solange er nicht amphibisch evolviert.

Im Bereich des Menschen, wo die Grammatik hinter der Sprache der Phantasien und Visionen herläuft, streuen sich die Möglichkeiten des Aufgenommenwerdens nah und fern, stark und schwach ins Unabsehbare.

Der Mensch kann viele beliebige Orte haben, darunter solche zur Wiederkehr und solche, die nur für einmal gut waren. Das Hingehören besagt ein Harmonisieren, eine

---

<sup>25</sup> Tadashi Ogawa, Συμπλοκή τῶν εἰδῶν. Zum strukturalen Denken in Platons „Sophistes“, in: Philos. Jahrbuch 97 (1990/1) 38-53.



Stärkung im Nehmen oder Geben, einen Gewinn zuträglicher Lebensnahrung, nicht aber Stellenangabe und Einweisung (§ 2 und 5). In der einen oder anderen Hinsicht kann zwar solche Zugewiesenheit auch auf Menschen vorübergehend zutreffen. Im übrigen sind die Orte des Menschen zu zahlreich, beliebig, auswechselbar, als daß einem jeden sein Platz angewiesen werden könnte.

Auf dem Hintergrund eines Ortsbegriffs freilich, wo jedem in einer vorgegebenen Ordnung die Stelle eingerichtet ist, so daß die Sache gleichsam mit dem Ort zusammenfällt, wird Foucaults „Traum“ und auch sein „ortloses Theater“ verständlich, und nur so kann man in der Postmoderne davon reden, daß alles seinen Ort verloren habe.

Hat der Mensch nicht seinen eigenen, ihm zubemessenen Ort, so ist er doch nicht ‚ortlos‘, so hat er offenbleibend viele Orte, die ihm zur Wahl stehen.

Bei aller Beliebigkeit des Ortswechsels hat dieser Vagabund gleichwohl eine feste Zugehörigkeit: das ist die Erde, sein Ort im Universum. Immer wird er ein Kind der Erde sein. Ihre Bilderwelt hat seine Begriffe und Erkenntnisse geformt (§ 12 und 33). Auch wenn er weit ins Universum hinausfliegen könnte, immer als Erdenkind. Und wenn es eine Welt des Geistes gäbe, sie würde sich ihm nach dem Bild seines Erdengeistes formen, und sie wäre nicht fern. Sie wäre nicht anderswo.

Mein Ort ist, wo ich bin. Auch die unsichtbaren Orte des Denkens und Träumens, all das, bei dem ich bin, ist mir nahe. Die unsichtbaren und die sichtbaren Orte gleiten leicht ineinander über.

Der Sternenhimmel ist nicht anderswo, er ist der Himmel der Erde, der sie umfängt, und der Himmel der Liebe oder der Sehnsucht ist da, es gibt keinen Weg von der Erde



dorthin, der Himmel ist es, der herabkommt, er träufelt Regen, Sonnen- und Sternenlicht in die Erdfurchen.

„Einen gestirnten Himmel zum Beispiel – schau, so etwas würde ich gar so gern zu machen suchen, geradeso wie ich am Tage eine grüne Wiese, besternt mit Löwenzahn, malen möchte.“<sup>26</sup>

Der Erde kommt ihr Himmel zu, von ihm ihr Aufblitzen im Gewitter, ihre Verzauberung im Mondlicht, ihre Verklärung im Sonnenaufgang. Ihre Vergeistigung im Unsichtbaren. Das Gedachte, Erwählte, Erhoffte ist was unsichtbar da ist.

Der Geist, der wie der Wind weht, sausend oder säuselnd wie er will, ist unsichtbar, aber er schüttelt dich.

### § 35 *Der Grund*

Der Geist, der unsichtbare Bewohner der Erde, ihr Verklärer und Verwandler, ihr Unterscheider und Liebhaber, ihr Wahrsager und Seher, aus und ein gehend in den Gründen und im Menschenhirn, Garant des Unsichtbaren, dem am Sichtbaren hängenden Menschen ausgerechnet der Garant der Gewißheit, da Gewißheit, wenn überhaupt, im Denken, in der cogitatio, gesucht wird – dieser im Menschen wohnende Geist faßt das Universum. „Comprend“ sagt Pascal in seinem doppelwertigen Wortspiel.<sup>27</sup>

Dieses Fassen reißt hin zu bodenlosem Staunen, bringt Schauern und Zittern (frg. 72) vor dem Unermelichen nach allen Seiten, darin der Mensch an sein Körnchen Erde geklammert, umherwirbelt.

---

<sup>26</sup> Vincent van Gogh, Arles, April 1888, Berlin-Zürich 1966.

<sup>27</sup> Blaise Pascal, Pensées, frg. 348.

Warum bin ich hier und nicht dort, fragt Pascal sich voll Schrecken (frg. 205).

Es erscheint einfach unverständlich, daß der denkende Geist, der das Unermeßliche zu ermessen vermag, lokalisiert ist ohne Grund, daß er logiert auf einem milde beleuchteten Sternenstäubchen, von denen es unzählbare gibt und gab, in zeitlichen und räumlichen Fernen, die den Begriff ertränken.

Warum hier? Die Frage lautet nicht: warum *bin* ich überhaupt. Denn bei diesem Gewimmel, warum nicht auch ich. Aber hier und jetzt, bei solch unendlichem Vorrat an Zeit und Raum, das macht erst wirklich Ernst mit der Grundlosigkeit meines *Daseins*, wenn dieses *Da* durch eine Unzahl von Anderswo und Sonst-irgendwann ersetzbar wäre.

Oder zeigt sich da nicht die Priorität des Ortes vor dem Grund?

Wenn der Mensch in diesem ungeheuren Universum, das vielleicht schon unzählige Urknalle hinter sich hat, seine Verlorenheit begreifen soll, wenn er sich „comme égaré“, wie verirrt (frg. 72), fühlen soll, wer ist er, der verirrt ist? Von wem ist die Rede?

Zeigt sich da nicht die Untrennbarkeit von Sein und Da?

Wenn man einen Menschen vermißt, und man träumt ihm sehnsüchtig nach, ruft man ins Leere: Wo bist du? Wo seid ihr? Wo? Und nicht: Bist du? existierst du (noch)? – dies wäre ein abstraktes Grübeln, das dem Andern gewissermaßen zu nahe träte, ihm an die Existenz ginge.

Wo bist du? ist eine diskrete, achtsame Frage selbst dann, wenn sie zunächst trübe mit ‚nirgend?‘ fortgesetzt würde.

Pascals Schreckensfrage über die Kontingenz des Menschen: Warum bin ich hier und nicht dort? trennt das Sein vom Da. Doch das Sein ist nicht vor dem Da, sondern eins

mit ihm, und der Daseinsgrund ist nicht *vor* dem Hier. Das Hier ist sein Grund. Mein Ort hier hat mein Sein bereits gegründet, bevor es nach einem Grund sucht. Er ist Grund genug. Ich bin, indem ich aufgenommen bin. Das ganze Universum umhegt mich.

Es umfängt mich, wenn ich es als das Umfangende nehme. Dann wird einen Moment lang auch dies mein Ort.

Das Erschauern vor den unermesslichen Räumen und Zahlen und Zeiten, nicht geringer geworden, erhält ein Gegengewicht: kaum zu fassen: das federleichte Gewicht des Daseins kommt gegen das Universum auf.

Der Geist, der vom Schrecken sogar beflügelt und geschwellt, bis ins Äußerste auszieht, kehrt als Mut zurück, er verliert sich niemals in den Abgründen. Als des Menschen Denken bringt er ihm das Gedachte heim.

Das Denken verfliegt sich nicht, es ist angebunden, erstattet Bericht, es gehört dem, der es aussandte, dem so sehr Beweglichen, der wo er leibhaftig nicht hinkann, seinen Geist auf alle Arten ausschickt. Nur deshalb kann er Kenntnis einholen, weil er bei allem Vagabundieren doch einen einzigen festen Ort hat, der seine Herkunft ist: wo seine Lebensgeschichte ausging und vielleicht seine Liebesgeschichte begann (§ 12).

### § 36 Ort des Anfangs

Unter dem Sternenhimmel, dieser hehren Sinnlosigkeit, behauptet sich, oder duckt sich der Sinn des Menschen. Er besteht darin, daß er vermißt wird. Würde man sich als Teil des Universums fühlen, aufgehend in seinen Vorgängen, so wäre Sinn keine Frage.

Man hat einen Ort im Universum, ist aufgenommen, und doch ist man durch seinen Lebenswillen wie exkommuni-

ziert. Man hat sich herausgenommen und nun kann man sehen.

Was ist dann Sinn? Heimkehr ins All? Sich wiedereinfügen, ein Strukturelement des Ganzen (wenn es das Ganze gäbe)?

Man hat sich herausgenommen und büßt mit dem Tod, zuvor mit den Mühen der Selbstbehauptung, erleidet die Sonderung des Eigenlebens, das manchmal aussieht, als sei es etwas, „das uns verleidet werden soll“;<sup>28</sup> als habe es den Charakter „einer kontrahierten Schuld“, auf deren Abzahlung „die ganze Lebenszeit verwendet“ wird.

In der Tat kann der Anblick dieses verbissenen Lebens einem mitunter übel machen, dieses aufgeregte Tiergewimmel selbst noch in augenscheinlich lebensfeindlichen Landschaften, und eine willenlose Bewegung – der Tanz eines Blattes – erscheint schön und lösend.

Doch all dies Geborene, das gegen den Rest der Welt sein Leben verteidigt, hat sich zwar herausgenommen, aber nicht aus einem verderbten, verkehrten Eigensinn, nicht gegen das All des Wirklichen aufgebäumt, sondern dessen Zug folgend, dessen spielerischen Versuchen entsprungen, aus ihm heraus gehend, sich organisierend, sich zentrierend, ihm gleichwohl anheimgegeben.

Bis der Geist sich im Menschen fand, dem die Frage einfällt, welchen Sinn es habe, sich herauszunehmen. Dem diese Einsamkeit unterm Sternenhimmel nicht geheuer ist. Dem nicht Lebensvollendung, sondern Absolutheit zufiel.

Der Mensch hat nach Pascal zweierlei „raison“ (frg. 277). Das kommt daher, daß er wie eine Ellipse zwei Zentren hat, *Kopf und Herz*.

---

<sup>28</sup> Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Viertes Buch, Kap. 46.

Stehen sie gegeneinander, so entsteht Angst und Dürre. Kommunizieren sie, so lebt in beiden ineins „Heiliger Geist“.

*Das Herz*, das sich in seiner Innigkeit auf die Individuation versteht, hat eine schnelle Antwort, sie ist schon da. Es feiert die Einmaligkeit des Andern in der Liebe. Das Individuum, das von einem anderen geliebt wird, ist in eine neue Welt mit neuen Gesetzen, neuem Logos gehoben. Die Herausgenommenheit, der Raub ist aufgehoben. Der Geist der Liebe fängt das Vereinzelte, Vereinssame auf.

*Das Denken* hat keine schnelle Antwort. Es spannt sich ins Weite, gilt allem und jedem.

Was wird es mit dem Abgetrennten anfangen, in welchem Sinn es heimführen?

„Und meine Seele spannte / weit ihre Flügel aus“: wollte Eichendorff sie „nach Haus“ bringen?

Gewiß nicht zurück in die alte Heimat nach Schloß Lubowitz, wie sehr er daran hing.

Was ist das für ein Ort, das Zuhause? Wohin kehrt die Seele heim?

Sie hob vom Boden ab, nicht in ein Reich der Ideen, sondern ergriffen von einer Stunde irdischer Verklärung. Die Erde liegt „im Blütenschimmer“, die Nacht ist „sternklar“: das sind Tatsachen der Schönheit. Daß „der Himmel die Erde still geküßt“ hätte, wie auch die Heimkehr, steht im Konjunktiv, wiederum nicht weil es Gaukelspiel wäre, sondern weil es für die Seele die unverstellte Offenbarung der Erde ist: sie sieht einen Augenblick lang, ‚wie es gemeint war‘. Was bliebe für eine Aussageform neben den indikativen Zusammensetzungen des Gewordenen?

Liegt das ‚Gemeinte‘ in der fernen Zukunft, in der frühesten Vergangenheit?

Die Seele ist in den reinen Anfang heimgekehrt, der doch selbst kein Ort ist, jedem Ort zuvor. So tat sie es im Konjunktiv des Geistes.

Der Anfang ist aber auch jedem ‚Gemeinten‘ zuvor.

Als die Seele sich zu erinnern meinte, ‚wie es gemeint war‘, wurde sie selber hier und jetzt ein Ort des Anfangs. Ihn in sich aufnehmend, hat sie die schimmernde Nachtstunde abgelöst von allem Verkehrten, aller Verwüstung, allem Bösen, von dem die Geschichte starrt.

Tönt nicht die alte Bitte manchmal markerschütternd durch das Heer der Generationen: „Erlöse uns von dem Bösen“?

Der Geist, „der Welten schafft“, hängt nicht am Vorhandenen, er unterscheidet immerfort, was Zukunft hat. So unterscheidet die Seele, was Irre und Fremde ist, was nach ihrer Meinung verlassen werden sollte; sie kennt sich wieder, indem sie unterscheidet.

Wenn man im Geist in den Anfang heimkehrt, bahnt man sich rascher durch die Geschichte, weiß man klarer, was zu überwinden ist und was zu durchlaufen. Man ist den Gegebenheiten nicht so lächerlich unterwürfig und verbraucht seinen Geist nicht ausschließlich als deren Kartograph.

Nur diese Rücknahme der Mechanismen des Faktischen und des daran gebildeten und konditionierten Verstandes – nicht eine Belehrung – findet die Seele im Anfang, aber dieses Wenige, Negative, ist dem Geist des immerwährenden Schöpfungsmorgens verwandt. In diesem Geist ist die Seele belehrt. So kann sie Ort des Anfangs sein.

Aber so muß sie selber Ort sein gerade dann, wenn sie den ihren zu finden meint, und den findet sie nur im Geist ...

Doch ist es ein Wiedererkennen, was da der Seele auf-



geht, sonst könnte ihr nicht sein, „als flöge sie nach Haus“. Das Zuhause ist genau das, was man vor allem gekannt hat.

Daher die Gewißheit, die nur im Wiedererkennen ist, unzerreißbar aus einem Stück, nicht wie andere Erkenntnis, deren unterschiedliche Bestandstücke genau ineinander eingepaßt werden müssen, soll sie leidlich halten.

Aus einem Stück, wie ein Lächeln.

Wer bringt es hervor? Löst es die Gesichtszüge des Daseins, der Erde, legt es sich über die Welt?

Im menschlichen Gesicht hat es seinen Ursprungsort.

Das Dasein, das den ursprünglichen Charakter der Freundlichkeit hat (§ 29), das ursprünglich Wohlsein erwartet (§ 16 f.), erkennt sich wieder. Dieses ‚sich‘ erfährt es als das Seinige und ineins als Heimkehr in die Wahrheit des Seins überhaupt.

In der „sternklaren“ Nacht, in der Stunde der Verklärung, des reinen Daseins, geschieht bereits die Heimkehr des Wiedererkennens, aber im ‚Flug‘. Die Seele kennt sich wieder, weil sie befreit hinzieht, auszieht, aus dem Frühesten ins Künftige. Sie braucht weder Weg noch Ziel zu wissen, genug, daß sie für eine Weile vom Falschen befreit ist.

Wie man das Gute nicht machen kann – was man kann, ist nur, es behindern, vereiteln, sich ihm entgegenstellen, oder aber es freudig durchlassen, durch sich hindurch geschehen lassen –, so trägt der Wind vom Anfang in die Lust und Gefahr des Anfangens, in die Unberührtheit des Niegewesenen.

Indem das Dasein der Ort des Anfangs ist und in der Kommunikation von Kopf und Herz ersinnt, ‚wie es gemeint sein könnte‘, wird es immer von neuem der Unschuld des Anfangs teilhaftig.